

NUTZEN UND NACHTEIL EINES DOKTORATS

Persönliche Befriedigung oder vergeudete Zeit, kompetitiver Vorteil oder Karriere-Stolperstein: An der Frage, ob sich eine Dissertation für Historikerinnen und Historiker lohnt, scheiden sich die Geister. Klar ist: Doktorieren ist mit ebensoviel Freude wie harter Arbeit verbunden – und die Frage, was danach kommt, sollte nie unter Bücherbergen und Archivmaterial begraben werden.

Von Katharina Weber

Die Aussichten, die eine Dissertation für Geisteswissenschaftler bereithält, sind nicht nur rosig: Finanzielle Entbehrungen, einsame Forschungsarbeit, der teilweise Verzicht auf Ferien und Freizeit sowie die immer wiederkehrende Angst vor dem Scheitern gehören für viele Doktoranden während Jahren zum Alltag. Dafür wartet am Ende die Berechtigung, zwei Buchstaben vor den Namen zu stellen, der Stolz auf das eigene Buch in den Händen und die unsichere Hoffnung auf eine akademische Karriere – oder die jahrelang aufgeschobene Frage nach dem Einstieg ins Berufsleben, die einen unvermittelt wieder einholt. Dennoch ist doktorieren unter Historikerinnen und Historikern in Zürich populär: 2008 waren 15 Prozent aller Abschlüsse im Fach Allgemeine Geschichte an der Universität Zürich Dokorate. Gemäss Angaben des Historischen Seminars (HS) schwankte die Quote der Dokorate im Verhältnis zu den Lizentiats in den vergangenen Jahren zwischen einem Achtel und einem Fünftel. Das ist weit mehr als die schweizweite Promotionsquote von 7,8 Prozent unter den Geistes- und Sozialwissenschaftlern, die eine Studie der Universität Bern 2008 errechnete.

Der Weg ist das Ziel

Zwar kam dieselbe Studie zum Ergebnis, dass Promovierte später im Berufsleben gegenüber anderen Studienabgän-

gern gleich mehrere Vorteile haben: Sie werden seltener arbeitslos, verdienen mehr und sind zufriedener in ihrem Beruf. Doch profitieren Geistes- und Sozialwissenschaftler davon in geringerem Ausmass als etwa Juristen, Ökonomen oder Ingenieure. Für die meisten Doktoranden der Geschichte steht der Wunsch nach Karriere denn auch eher im Hintergrund: «Ich kenne niemanden, der vor allem aus beruflichen Gründen doktoriert», sagt Susanne Weibel, die seit 2007 an einer Dissertation zum Schweizerischen Arbeiterhilfswerk schreibt. Ihr wurde während der Liz-Arbeit klar, dass sie doktorieren wollte: «Ich hatte das Gefühl, das kann jetzt noch nicht alles gewesen sein, und wollte weiterführen, was ich durch die Liz-Arbeit gelernt hatte.» Zur Freude an der wissenschaftlichen Arbeit kam, dass sie nicht lange nach einem Thema für ihre Diss suchen musste, sondern gleich mehrere Ideen hatte, die sich aus früheren Arbeiten ergaben.

«Der Weg muss das Ziel sein bei einer Diss», sagt auch Lukas Zürcher, der eine Dissertation über die Beziehungen zwischen der Schweiz und Ruanda schreibt. Neben dem Interesse an seinem Thema und der Freude am Forschen gibt es für ihn aber noch andere Gründe, zu doktorieren: «Mir ist wichtig, auf einem Gebiet Experte zu sein und mich nicht überall mit solidem Halbwissen zufrieden zu geben.» Der Dokortitel bedeute ihm schon etwas, gibt er unumwunden zu: «Er ist



Bild: photocase.com

Die Bodenhaftung nicht verlieren: Berufsberater empfehlen, während der Dissertation stets den Kontakt zur Arbeitswelt zu behalten.

eine öffentliche Bestätigung für die Arbeit, die man geleistet hat.»

Der Konjunktur ein Schnippchen schlagen

Jakob Tanner, der als Professor an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (FSW) viele Doktoranden betreut, nennt einen weiteren Grund, der Lizentianden zu einer Dissertation motivieren kann: In wirtschaftlich schlechten Zeiten, wie sie in den 1990er Jahren zu verzeichnen waren und sich auch heute wieder anbahnen, diene die Universität manchen als Arbeitsmarkt-«Wartesaal». Es könne tatsächlich sinnvoll sein, mit dem Berufseinstieg einige Jahre zu warten und es dann mit einer besseren Qualifikation zu versuchen, meint Tanner. Aber auch in diesen Fällen solle die persönliche Befriedigung die «wichtigste Betriebsressource» sein: «Ich will Doktoranden, die begeistert sind von ihrem Thema und mir etwas Interessantes dazu erzählen können.» Wem nur die Karriere wichtig sei, dem gehe rasch der Atem aus, oder das Resultat befriedige dann nicht. Umgekehrt unterstützt Tanner auch Studierende, die eher entlegene oder lokale Themen bearbeiten und sich dafür viel Zeit nehmen

wollen. Dies fördere die Diversifikation der historischen Forschung: «Es gibt Themen, die für junge Historiker, die eine akademische Karriere anstreben, nicht besonders attraktiv sind. Ich plädiere deshalb dafür, eine Pluralität der Motivationen zuzulassen, damit solche Themen auch bearbeitet werden», sagt Tanner.

Doktoranden sind knapp bei Kasse

Die Freude an der Wissenschaft allein sorgt jedoch noch nicht dafür, dass am Abend ein Nachtessen auf dem Tisch steht und man ein Dach über dem Kopf hat. Grundsätzlich lassen sich drei Möglichkeiten unterscheiden, wie man eine Dissertation finanzieren kann: Stipendien (individuell oder im Rahmen eines Graduiertenkollegs), eine Assistenzstelle an der Universität oder eine berufliche Tätigkeit im Teilzeitpensum. Allen gemein ist, dass sie keine grossen Sprünge erlauben. «Eine Dissertation ist auch ein Entscheid für einen gewissen Lebensstil», sagt Lukas Zürcher. Für junge Paare falle unter Umständen jene finanziell reizvolle Lebensphase weg, in der beide verdienen und noch keine Familie ernähren müssen. Er selbst hat kürzlich seine Stelle in einer klei-

nen Kommunikationsagentur verloren und bemüht sich nun um Stipendien. Sein Pensum hat er zuvor schrittweise von 100 auf 50 Prozent reduziert. «Eine berufliche Tätigkeit kann enorm beflügeln, insbesondere, wenn sich wie bei mir Verbindungen zum Diss-Thema ergeben. Zudem reduziert man emotionale Abhängigkeiten: Wenn es am einen Ort nicht gut läuft, kann man sich mit dem andern Standbein aus dem Sumpf ziehen», sagt Lukas Zürcher. Für seinen Seelenfrieden sei wichtig gewesen, dass er vor der Dissertation berufstätig war, doch nun freue er sich sehr darauf, sich voll auf die Doktorarbeit konzentrieren zu können.

Ein Stipendium stimmt nicht für jeden

Vollamtlich für die eigene Dissertation arbeiten und dafür noch bezahlt werden: Was für manche nach einem Idealzustand klingt, war für Susanne Weibel nicht das Richtige. Sie suchte nach einem Ausgleich zum wissenschaftlichen Einzelkämpferdasein und verzichtete deshalb nach einem Jahr auf ihr Stipendium. Nun arbeitet sie zu 60 Prozent in einer kantonalen Bildungsdirektion. «Mir war auch wichtig, dass ich in erster Linie gegenüber mir selbst verantwortlich bin für meine Dissertation, indem ich selbst die Kosten trage», sagt sie.

Koni Kuhn hingegen finanziert seine Dissertation zur Entwicklung der Dritt-Welt-Solidaritätsbewegung in der Schweiz hauptsächlich mit Forschungs- und Förderbeiträgen von unterschiedlichen Stiftungen. Er sieht auch Vorteile in dieser Finanzierungsform, die voraussetzt, dass man gegenüber den Geldgebern Rechenschaft ablegt: «Stiftungsräte haben weder Zeit noch Lust, langfädige Ausführungen zu lesen, sondern wollen wissen, welche Fragestellungen mit welchem Quellenmaterial zu welchem Ziel ausgewertet werden sollen. Das zwingt einen, sein Thema knapp und konzis darzustellen.»

Assis brauchen länger

Die Regeldauer für eine Dissertation ist gemäss der neuen Promotionsverordnung der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich auf drei Jahre festgesetzt – basierend auf der Annahme, dass eine Doktorandin oder ein Doktorand sich vollumfänglich der Dissertation widmen kann. Dass die meisten Dissertationen mehr Zeit in Anspruch nehmen, ist kein Geheimnis. «Ich kenne niemanden, der in drei Jahren abgeschlossen hat. Die meisten brauchen fünf bis sechs Jahre, manche auch mehr», sagt Dr. Julian Führer, Co-Präsident der Vereinigung Akademischer Mittelbau der Universität Zürich (VAUZ) und Assistent am Lehrstuhl von Prof. Claudia Zey. Eine Assistenzstelle an der Universität ist auf maximal sechs Jahre beschränkt. Wer die Dissertation in dieser Zeit nicht beenden kann, muss sich nach alternativen Finanzierungsquellen umsehen und handelt sich oft von einem zeitlich begrenzten Projektkredit zum nächsten. Dass Assistierende für ihre Dissertation oft länger brauchen als andere Dok-

toranden, liegt laut Julian Führer einerseits an der Arbeitsbelastung am Lehrstuhl und an der eigenen Lehrtätigkeit. Andererseits sähen sich manche Assistierende gezwungen, zusätzlich zum 50-Prozent-Pensum an der Universität noch eine andere Stelle anzunehmen, um sich finanziell über Wasser zu halten. «Die Stellenprozente für Assistierende zu erhöhen, wäre ein sinnvoller Weg, um den wirtschaftlichen Druck zu mindern und so die Dauer der Promotion zu senken», ist Julian Führer überzeugt.

Wenn der Betreuer auch der Chef ist

Zu den Vorteilen, eine Dissertation als Angestellter an einem Lehrstuhl zu schreiben, nennt Julian Führer den Zugang zur akademischen Welt: «Die Lehre und die administrativen Aufgaben eines Assistenten sind auch eine Ausbildung für die wissenschaftliche Laufbahn. Tagungen organisieren, Publikationen vorbereiten und Drittmittel eintreiben sind Aufgaben, die man auch als Professor wahrnehmen muss.» Zudem sei die Gefahr geringer, dass die Dissertation in den Hintergrund rücke, da man an der Universität arbeite und direkten Kontakt zum Doktorvater oder der Doktormutter habe. Gerade letzteres kann jedoch unter Umständen zum Bumerang werden: «Der Betreuer der Dissertation ist gleichzeitig Gutachter und Vorgesetzter – da tut sich ein erhebliches Konfliktpotenzial auf, und wer der Mächtigere ist, ist klar», sagt Julian Führer. Er hat mehrmals erlebt, dass sich Assistierende hilfeschend an die VAUZ wandten, weil sie sich von ihrem Professor ausgenutzt fühlten und nicht zur Wehr setzen konnten. Viel mehr als zu vermitteln, könne die VAUZ aber nicht.

Wie viele Doktorierende ihre Dissertation abbrechen, ist nicht bekannt. Julian Führer kennt jedoch mehrere Assistierende, denen die Mehrfachbelastung durch Lehre, Administration und eigene Forschung zu gross wurde oder die mit der Unsicherheit über ihre Zukunft nicht umgehen konnten. «Eine Dissertation ist ein persönliches Projekt – und Projekte können scheitern. Manche betrachten das dann als persönliches Scheitern, doch für mich ist es das nicht. Prioritäten können sich verschieben, und der Abbruch einer Dissertation kann auch einfach das Resultat einer Neubeurteilung der eigenen Situation sein», sagt er.

Schwieriger Berufseinstieg

Wer allen Sinnkrisen, finanziellen Engpässen und Zukunftsängsten die Stirn bietet und die Dissertation erfolgreich abschliesst, hat viel geleistet. Dass diese Leistung anerkannt wird und auf dem Arbeitsmarkt zu einem kompetitiven Vorteil verhilft, ist jedoch nicht selbstverständlich. Die einzige Karriereleiter, auf der ein Dokortitel für Historikerinnen und Historiker unabdingbar ist, ist gleichzeitig mit den meisten Unsicherheiten verbunden und wird für manche zur Sackgasse. «Eine wissenschaftliche Laufbahn ist trotz gezielter Massnahmen zur Nachwuchsförderung immer noch mit viel

Risiko behaftet. Sie bedingt Selbstvertrauen und die Bereitschaft, ein Wagnis einzugehen», sagt Jakob Tanner. Und Julian Führer warnt: «Wer eine akademische Karriere anstrebt und habilitieren will, muss sich über die geringen Chancen auf eine Professur im Klaren sein.» Vielen wird die «Altersguiltoline» zum Verhängnis: Ab Mitte Vierzig schwinden die Aussichten auf eine Berufung rapide.

Das Alter kann auch zum Stolperstein werden für jene Doktoranden, die keine wissenschaftliche Karriere anstreben: «Ein Dokortitel kann später in der Karriere ein Pluspunkt sein, doch beim Einstieg ins Berufsleben ist man einige Jahre älter als andere Studienabgänger, und das ist ein Nachteil, den man wettmachen muss», sagt Natalie Breitenstein, promovierte Altphilologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Career Services der Universität Zürich. Sie rät, während der Dissertation stets den Kontakt zur Arbeitswelt zu halten, indem man selbst arbeitet oder ein Kontaktnetz pflegt in jenem Bereich, in den man später einsteigen möchte.

Zwar verfügen promovierte Geisteswissenschaftler über viele Qualifikationen: «Eine Dissertation ist mit Projekt- und Zeitmanagement verbunden, man hat fachliche und analytische Kompetenzen erworben sowie Selbständigkeit und Durchhaltewillen bewiesen», zählt Natalie Breitenstein auf. Doch dies sei vielen Personalverantwortlichen nicht klar, und die Übersetzungsarbeit müsse man selbst leisten. Auch eine Assistenz an der Universität biete Berufserfahrung: «Die Arbeit einer Assistentin oder eines Assistenten hat viele Überschneidungen mit der Berufswelt. Es ist jedoch wichtig, dass man im Lebenslauf klar benennt, welche Tätigkeiten diese umfasst.» Natalie Breitenstein wusste selbst lange Zeit nicht, was sie nach ihrer Dissertation machen wollte. Erst als sie während eines Forschungsaufenthaltes in den USA die Career Services der dortigen Universitäten kennenlernte, wurde ihr klar, welchen Weg sie einschlagen wollte. «Ich kann jedem nur nahelegen, sich Gedanken über die berufliche Zukunft zu machen, bevor die Diss abgeschlossen ist», betont sie.

Und dennoch: Es macht Spass

Wer trotz all der Gefahren, Hindernisse und Nachteile einer Dissertation in diesem Artikel die Freuden vermisst, welche die jahrelange, vertiefte Auseinandersetzung mit einem selbst gewählten Thema bringt, der frage einen Doktoranden oder eine Doktorandin: Alle werden sie von jenen Momenten zu berichten wissen, in denen man auf eine spannende Quelle stösst, Verknüpfungen zwischen verschiedenen Themen herstellen kann oder zehn Seiten am Stück geschrieben hat. «Es gibt Situationen, da bin ich total euphorisiert von der Arbeit. Sie sind selten, aber sie sind extrem schön», erzählt Lukas Zürcher. Und Julian Führer betont: «Für den Moment und für diese Stufe der wissenschaftlichen Laufbahn habe ich meinen Traumjob gefunden – mit dem Nachteil, dass er befristet ist.»



Bild: photocase.com

Ein Doktorat ist keine Garantie für einen steilen Weg nach oben.

Weitere Informationen

Die Studie Promotion und Karriere des Instituts für Erziehungswissenschaft der Universität Bern basiert einerseits auf der Schweizerischen Absolventenstudie des Bundesamts für Statistik von 1983 bis 2001 sowie andererseits auf Befragungen von Abgängern der Universitäten Basel, Bern, St. Gallen, Zürich und ETHZ, die ihre Promotion zwischen 1996 und 2002 abschlossen. Weitere Informationen: www.abs.unibe.ch und Engelage, Sonja/Hadjar Andreas: Promotion und Karriere – Lohnt es sich zu promovieren? Eine Analyse der Schweizerischen Absolventenstudie, in: *Swiss Journal of Sociology* 34(1), 2008, S. 71-93.

Die Career Services der Universität Zürich bieten im HS 2009 mehrere Veranstaltungen zum Thema Promotion an. Zusätzlich stellen sie eine Fülle an Informationen und Ratgebern zum Berufseinstieg nach dem Studium bereit und bieten persönliche Beratungen an: www.careerservices.uzh.ch.